

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 36

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647216>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von C A R L H A E N S E L

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 10. Fortsetzung.

Auf dem Schreibtisch vor ihm lagen keinerlei Bücher oder Papiere. Neben den Pistolen stand eine japanische Kiste aus Lackholz, so groß, daß ein menschlicher Kopf hineinpaßte. Abdul Hamid ging mit allen seinen Opfern behutsam um, wie eine Raube. Ein paar Jahre zuvor hatte er seinen ersten Großwesir Midhat in der Verbannung erdrosseln lassen. Da er die Gewißheit haben wollte, daß der große Midhat auch wirklich tot sei, ließ er sich den Kopf als Postpaket kommen. Die Sendung reiste als „Japanisches Elfenbein. Wertgegenstand“. In einem solchen Kasten! Djavid hatte es Bubenberg in Bern erzählt. Wer konnte den Sultan daran hindern, heute oder morgen mit ihm das gleiche zu tun?

Der Sultan setzte die Kaffeetasse ab und drehte die Perlen seines Rosenkranzes. Alle Türken verbargen damals die Nervosität ihrer Fingerspitzen durch dies Spiel; es war nichts Besonderes am Sultan. Nur bestand sein Rosenkranz aus taubeneigroßen Rubinen. Bubenberg liebte Steine, er empfand beim Anschauen und Anrühren mehr, als nur Auge und Schönheitssinn vermitteln. Die Größe dieser Steine bannte seinen Blick.

Der Sultan sah, wie sein Auge den Rubinen anhing. Er sagte ein paar leise türkische Worte zu dem Rabassakal. Dieser machte sich eine Notiz.

„Wir sind nicht so reich, wie es scheint“, begann der Sultan. „Der Staat braucht Geld. Mein Wesir sagte mir, Sie werden eine Anleihe unterbringen.“

Bubenberg wußte nicht, was er antworten sollte. Er nickte mit dem Kopf.

„Die Banken wollen Sicherheiten haben. Meine Minister sagen, daß keine mehr frei wären. Ich habe vor einem Jahre drei Unterseeboote gekauft. Die Periskope liegen nebenan, es kann also nichts damit passieren. Können Sie auf diese Boote Geld besorgen?“

Bubenberg plakte ihm mit einem „Unmöglich“ ins Wort.

Der Rabassakal wurde unruhig. Der Sultan bändigte ihn: „Suffun!“ Dann heftete er seine saugenden Augen auf Bubenberg und schwieg nachdenklich.

„Sprechen Sie!“ sagte er schließlich.

Bubenberg antwortete: „Anleihen sind Vertrauenssache. Keine Sicherheit befriedigt, die unter dem Schutz Ihrer Kanonen hierbleibt. Führen Sie ehrlich eine einzige, unmißverständliche Reform durch. Machen Sie Stambul zu einer europäischen Stadt. Reinigen Sie die Straßen, spenden Sie Licht!“

Das Wort „Elektrizität“, das der Sultan über alles haßte, vermied er, obwohl es ihm immer figelnd auf der Zunge lag.

„Womit meinen Sie, muß der Anfang gemacht werden?“

„Beseitigen Sie die Straßenhunde, Majestät!“

Der Rabassakal sprang auf. Sein Mund war in der Nähe noch verworfener, als ihn Bubenberg von Muri her im Gedächtnis hatte. Der Haß riß ihn noch auseinander und spaltete sein Gesicht wagrecht in zwei Teile.

„Suffun!“ zischte der Sultan.

Seine Augen überzogen sich mit einem feuchten Schleier. Er dachte rückwärts und vergaß darüber zu blinken. Er erinnerte

sich an die letzten Armeniermehereien, an das Aufklopfen der Schädel mit den Stockeulen vom Berg ‚Bulburlu‘, das wie das Deffnen von Rüffen geklungen hatte. Jedesmal, wenn seine Politik festgefahren war — nicht oft, dank seiner Geschicklichkeit — hatten ihm seine Vertrauten einen solchen verzweifelden Ausweg gewiesen. Damals, die Armenier, die er haßte wie die Pest, von deren Eigenschaften er sich durch die Mutter angesteckt fühlte. Jetzt die Hunde. Die er auch haßte.

„Sie haßen Hunde?“ frug er plötzlich Bubenberg.

Bubenberg nickte. Abdul Hamids Gedanken hatten sich auf ihn übertragen. „Wie Sie die Armenier“ — hätte er beinahe hinzugefügt.

„Solange mein Haus hier herrscht, sind auch die Hunde da. Sie folgten unseren Kriegsscharen!“

„Das weiß ich, Majestät. Meine Ahnen haben gegen sie gekämpft!“

„Die Geschichte liebt es, sich in Kreisen zu erfüllen. Wie wollen Sie die Aufgabe lösen?“

„Nachts erschießen. Was nicht erreichbar, fangen, vergiften!“

Der Rabassakal machte einen Schritt auf den Sultan zu, als ob er um die Erlaubnis bettelte, den frivolen Gaiur niederzuschlagen zu dürfen, der gegen ein Gebot des Koran hebe.

Der Sultan winkte ab: „Suffun!“ — Dann wandte er sich ironisch an Bubenberg: „Wollen Sie Stambul an europäische Jagdliebhaber verpachten? Hundejagden — etwas Neues. Wollen Sie so Geld herbeizaubern?“

„Majestät, wenn ich schon töten muß, so rasch und so wenig grausam wie möglich!“

„Jedes Leben will seinen Schmerz und Gott braucht ihn zum Ausgleich für die Freuden, die er gibt. Wir dürfen das Leben nicht ohne Grund verkürzen. Wozu waren Sie in Oria? Man hat mir vorgetragen, daß Sie einen Ausweg gefunden hätten?“

Bubenberg zögerte mit seiner Antwort. Wer hatte den Sultan informiert? Schließlich sagte er:

„Wenn es möglich ist, die gefangenen Tiere auf der Insel zu füttern, daß sie weitervegetieren können, gut, mag es geschehen!“

„Warum soll es nicht möglich sein?“

„Die Möglichkeit allein genügt nicht!“

„Sie genügt uns!“

Der Rabassakal konnte nicht länger an sich halten. Ehe sich der Sultan endgültig für Bubenberg fest legte, wollte er noch einmal seine Argumente ins Feld führen. Er konnte ungestört auf türkisch mit dem Sultan sprechen, da Bubenberg sie nicht verstand. Er konnte sogar noch freier reden als sonst, denn nie bot sich die Gelegenheit, mit dem Sultan allein, ohne türkische Zeugen zu sein.

Er sprach als Damad weder von Allah noch vom Koran. Er drohte mit der Auflehnung der gegenrevolutionären Elemente. Wenn die Rechtgläubigen und die Altmodischen vom Sultan abrückten, auf wen wolle er sich dann noch stützen? Etwas auf die Jungtürken?

Der Sultan erwiderte, daß die Zeit vorbei sei, allein gegen das Volk oder nur mit einer Partei zu regieren. Er brauche beide, müsse immer das Zünglein an der Wage sein.

Der Rabassakal wagte offenen Spott. Seit wann der Sultan derart aufgeklärt sei? Ob die Ideen gewirkt hätten, die ihm Mirimah mitgebracht habe?

Der Name Mirimah weckte Bubenberg aus seiner erzwungenen Teilnahmslosigkeit. Er sah den Sultan dringlich an. Der Sultan brach mit einem „Suffun“ die Debatte ab.

„Ich werde meiner Regierung Anweisung geben, sich Ihres Rates zu bedienen. Halten Sie sich meines persönlichen Wohlwollens gewiß. Sie sehen, Tschirkeß Mehmed Pascha ist noch nicht überzeugt, daß die Hunde in die Verbannung gehen müssen. Dies hindert nicht, daß er als Damad die persönlichen Höflichkeitspflichten an meiner Stelle übernimmt, um die ich mich nicht kümmern kann. Ich pflege allein zu speisen.“

Der Sultan stand auf. Die Audienz war beendet.

In der Tür wandte er sich noch einmal um und sagte: „Eins noch, Effendi, mindestens 500 000 Pfund müssen Dschingis Khans Hunde bringen.“

Die Tür fiel hinter ihm ins Schloß. Der Rabassakal stellte sich in militärischer Haltung vor Bubenberg auf. Die Erregung zitterte noch in ihm, aber er sagte beherrscht:

„Bubenberg Effendi, darf ich Sie bitten, heute in einer Woche mein Gast zu sein. Verfügen Sie über mein Haus. Welche Freunde wünschen Sie bei mir zu sehen?“

Bubenberg verbeugte sich höflich. Gornatow fiel ihm ein, von dessen Freundschaft mit dem Rabassakal er wußte. Ueber seine Landsleute bat er den Pascha, selber zu bestimmen.

Als er durch die Vorzimmer zurückschritt, mußte er an Abordnungen kleinasiatischer Vilajets vorbei, die mit ihren Bittschriften geduldig am Boden kauerten.

Der Sultan blieb den Rest des Tages allein. Regungslos saß er da, nur seine alten Hände spielten mit den schon rund gedachten Rubinen. Seit Jahren redeten seine Leute auf ihn ein, von technischen Neuerungen und von neuen Maschinen, von Elektrizität und anderen kalten Mächten, die er fürchtete, weil er sie nicht fühlte und nicht begriff. Die hunderttausend Straßenhunde, die die Nächte mit ihren Klagen füllten, die hatte er im Blut. Deren Vernichtung war eine klare unzweideutige Tat. Zum erstenmal eine Formel, die er annehmen oder mit dem Entdecker ersticken konnte. Das war zu entscheiden. Durch ihn, nur durch ihn. Vor dies allerhöchste Forum reichte als stimmberechtigt kein Rabassakal und niemand von seinen Kreaturen. Vielleicht durfte eine Frau dabei sein, wenn er nachdachte. Vielleicht dazu plaudern wie begleitendes Geigenspiel.

Gegen Abend ließ er Mirimah kommen.

* * *

In einem frühen Morgen erschien der Unterstaatssekretär Emrulah bei Bubenberg; der Wagen des Ministers wartete unten.

Bubenberg hatte sich bereits an die türkische Zeitrechnung gewöhnt, die mit Sonnenaufgang die Stunden zu zählen begann, nicht mit Mitternacht, wie wir. Diese Zählart war der einzige Unterschied. Die Dienstzeit der höheren Beamten begann — wie im Westen — auch nach damaliger türkischer Zeit nicht vor 8 oder 9 Uhr. Die achte türkische Stunde entsprach etwa 2 Uhr fränkischer Zeit. Darin lag die kleine Differenz.

Emrulah war aber diesmal schon ganz früh gekommen; die Ereignisse drängten; allerhöchsten Ortes waren Wünsche laut geworden. Der Arbeitsminister wartete bereits auf den Effendi, von dem die ganze Stadt sprach.

Bubenberg fuhr hinüber. Die ganze Fülle der Räte und Schreiber drängte aus ihren Zimmern; die schwarzen Kartoffelsäcke mit dem roten Fez schwankten demütig bei seinem Vorüberschreiten. Keiner spuckte mehr einen Sonnenblumentern.

Im Zimmer des Arbeitsministers saß außer ihm selber Hulussi. Emrulah blieb draußen.

Der Minister nötigte Bubenberg, sich ihm gegenüber an den Schreibtisch zu setzen und Lokum zu lutschen. Dann schlug er mit den Händen auf die beiden Aktienberge: „Da sehen Sie meine Arbeit! Ich ersticke in Arbeit!“ Danach kamen lange und blumige Erörterungen darüber, was man alles vergeblich schon geplant und ausgedacht habe. Der Boden sei hier aus Lehm und Leim, jeder der den Fuß in dies Land setze, bleibe kleben und sei zu keinem Schritt mehr zu bewegen. Bubenberg sei der einzige gewesen, der eine Idee gehabt habe. Und nun wäre tatsächlich ein Hoffnungsstimmer, daß man mit diesem ersten Anlauf auch endlich über die Widerstände gegen das Elektrizitätswerk wegkomme. Falls der Minister nicht vorher unter der Arbeitslast zusammenbreche.

Bubenberg zog das Lokum aus den Zähnen und frug, was er tun könne, um dies zu verhindern.

Hulussi setzte nun ein.

Eigentlich genüge schon, daß er die Idee gehabt habe. Das sei schon außerordentlich viel. Gerade in diesem Augenblick. Auch habe er sie an den richtigen Stellen vertreten und seinen vorzüglichen Namen dafür eingesetzt. Das sei alles ganz ausgezeichnet, er müsse nur so fortfahren und kleine Unannehmlichkeiten mit dem „Istam“ und den Gegenrevolutionen, die vielleicht kämen, geduldig hinnehmen. Das gehe vorüber. Aber worüber man sich schon einigen müsse, das wäre etwas anderes. Er möge ihm, dem alten Mann, die Offenheit nicht übel nehmen. Was er selber an dem Geschäft verdienen wolle?

Hulussi rieb sich dabei die Hände, um sie für den nun bald anfliegenden Goldstaub geschmeidig zu halten.

Bubenberg frug, um welches Geschäft es sich handele?

Erstaunen bei Minister und Hulussi.

Hulussi erläuterte, sehr vorsichtig, daß man nun ein paar Ausschreibungen veranstalte, zunächst für die Lieferung der Zangen zum Hundefang, der Wagen und Rähne zum Abtransport. Ob er nichts, gar nichts dabei verdienen wolle?

Bubenberg stand auf. Er sehe die Unterredung für geschlossen an.

„Wozu unhöflich!“ tadelte Hulussi; als alter Mann konnte er sich über das Zeremoniell stellen. „Wir können Sie zu Ihrem Glück nicht zwingen. Sie sind reich, wir arm. Also Sie wollen nicht! Nehmen Sie dann wenigstens einen guten Rat mit auf den Weg! Es ist schon mancher im Hause des Rabassakal eingekehrt, droben am Bosphorus, und mancher nicht wieder gekommen.“

Bubenberg erwiderte: „Ich glaube, mit einem Minister zu sprechen. Was tut die Regierung zu meinem Schutz?“

Der elegante Mann hinter dem Diplomatentisch zuckte die Achseln: „Gefährlicher Boden!“

Hulussi nahm wieder das Wort: „Drunten auf dem Grund des Bosphorus stehen seine Opfer, mit Bleisohlen an den Füßen, Mann an Mann. In der Strömung bewegen sie sich wie Schilfrohre, verneigen sich und flüstern miteinander. Ein Taucher hat es gesehen und den Verstand darüber verloren. Das sind alle die, die im Dali des Rabassakal einkehrten und den Weg nicht wieder zurückgefunden haben. Noch gestern Abend bin ich vorübergefahren, als ich von Therapie kam. Mein Töchterchen ist gerade dort. Wie der umgedrehte Kumpf eines toten Schiffes liegt der Dali da. Ich möchte da nicht hineingehen, um keinen Goldstaub der Welt! Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um.“

Bubenberg dankte für den Rat und folgte dennoch der Einladung zum Rabassakal.

Ein Staatskaff holte Bubenberg ab. Die Uferlandschaft des Bosphorus glitt auf rheingrünen Wogen an ihm vorüber. Charakteristisch war das große runde Grün der Platanen, ihnen ähnlich die Uferbügel und die Kuppeln der Moscheen. Wie Raketen schossen die Minarets aus der gewölbten Masse heraus; die Zypressen vermittelten zwischen beidem, der Beharrung und dem entschlossenen Hinauf, waren unentschlossen und voll Trauer.

Bis kurz vor Kumeli fuhr das Boot auf der asiatischen Seite. Dann mußte es den Bosporus überqueren, um zu dem Dali des Rabassafal hinüberzugelangen.

Es war wirklich ein Kunststück, der Kait lag mit der Spitze immer schräg gegen die Strömung, um den Kurs zu halten. Gegenüber lösten sich nun wuchtige Türme aus dem Grün, das sie zu decken suchte. Vergebens, sie waren zu riesenhaft. Mit Mauern verbunden, umschlossen sie den Abhang des Uferberges.

Darunter lag ein langgestrecktes Holzhaus. Mit den schlimmsten Jugendstilverzierungen war das Gebälk beschnitzt, Schwannenhäute rankten sich um Harfenmotive. Die ganze Vorderfront lag ohne Vorgarten unmittelbar über dem Wasser. Ueber das Dach schauten Pfefferbäume, Akazien, Eukalyptus, Zedern und mächtige Silberlinden. Wie ein Maul öffnet sich mitten im Kumpf des Hauses das Einfahrtstor für die Kaits. Bubenberg schaute, etwas nervös, auf den Grund des Wassers, aber es war klar, grün, ganz unverdächtig. Warum machte mir Hulussi Angst?

Sie fuhren ein. Die Ruderschläge, die draußen unhörbar in der Strömung versanken, klasten auf einmal laut und dicht. Der schwarze Rachen schloß seine Gatterzähne rasch wieder hinter dem Boot. Stop! Das Wasser schwieg plötzlich; schwarz lag es da, wie Wachstuch über den Schicksalen eines Schauhauses ausgebreitet.

Eine breite Treppe ging es hinauf, deren Teppiche ins Wasser hingen. Nur Kerzenlicht; alles fast lautlos. Der Gast hörte die Stimme des Hausherrn durch lange Gänge dröhnen, der einzige ungedämpfte, ungeängstigte Laut.

Dies also war Mirimahs Haus! Bubenberg irrte ein wenig. Dies war der Paschalik, den die Frau nie betrat. Eine einzige Tür führte aus dem Zimmer des Hausherrn in ihr Reich hinüber, in den Haremlik. Dort sah es anders aus. Aber nur ein Mann durfte dies duftende, blumengeschmückte Heim sehen. Nein: zwei Männer: auch der Sultan hatte das Recht.

Die Gäste nahmen auf breiten, mit Kelims bedeckten Wandpolstern Platz. Für Golnakow und Bubenberg hatte man zwei bequeme Klubseffel in die Mitte des Zimmers gerückt.

Der Hausherr saß im schwarzen Rock, auf türkische Art an der Wand; er hatte nicht beide Beine, sondern nur das rechte unterschlagen, eine kleine Konzeffion. Außer Golnakow und Bubenberg waren nur Türken geladen, sämtliche Größen der zu dieser Zeit noch völlig verborgenen Gegenrevolution.

Neben dem Hausherrn saß der Derwisch Wachdeti; ein kleiner praller Kerl, mit Kugelnase und runden Backen; dunkelbraun, zerspritzend vor Blutfülle, immerfort redend und deswegen heiser, mit einem bösen, springenden Blick. Dann kam der Munirpascha und sein Sohn Dschemaleddin, der Wali von Smyrna. Beide waren von den Jungtürken als die berüchtigsten Reaktionäre in der Öffentlichkeit unmöglich gemacht worden. Auf einmal waren sie wieder da. Es waren zwei Borgias, brutale Freßer, wortkarg, aber ihre Kraft fühlbar ausstrahlend. Sie sahen sich ähnlich, wie zwei Brüder, hatten riesige Gesichter, wie in Vergrößerung gesehen. Sie wirkten als japanische Schauspielermasken.

Das Essen wurde auf kleine runde Tische gestellt, an jedem hatten drei Gäste Platz. Neben dem Dreigestirn der Borgias und des Derwischs saß am nächsten Tisch ein verabschiedeter Offizier in Zivil, aber in unverkennbar militärischer Haltung. Er hatte ein auffällig feines Profil, sagte kein Wort, schaute aber mit einem sehr sympathischen offenen Blick überall dorthin, wo etwas Bemerkenswertes gesprochen wurde.

Die Unterhaltung war anfänglich nicht ein einheitliches Geklingeln, weil jeder sprach, oder glaubte, aus Höflichkeit sprechen zu müssen. Es äußerte sich zunächst immer nur einer. Ein Wort, das gefiel, wurde wiederholt, machte die Runde und versickerte dann erst. Die meisten schwiegen oder tauschten, lebenswürdig lächelnd, stumme Höflichkeiten aus. Der Derwisch gab den Ton an. Fast alle Worte, die rund herum liefen, stammten von ihm.

Für jeden Tisch war ein Diener bestimmt, der auf einem Tablett unausgesetzt neue Speisen anbot. Es war ein nicht en-

dendes kaltes Büfett; im wesentlichen freilich Reis und gehacktes Hammelfleisch, das in hundert verschiedenen Maskeraden, in Früchten oder Pasteten versenkt, dargereicht wurde. Dann kamen Fische in Gelee oder Del, viereckige Käsestücke aus einer kompakten weißen Masse, ähnlich dem Siebkäse. Auch das Brot wurde in Stücken angeboten.

Es wurde sehr viel gereicht, aber verhältnismäßig wenig gegessen. Erst als die Süßspeise kam, der Mohalebbi, entwickelte sich Appetit. Der Pudding wurde aus einer silbernen Haarschale mit Rosenöl besprengt. Die Schwabbelmasse führten die Türken auf ganz langen Löffeln mit elfenbeinernem Stiel und flacher Silberchaufel zum Mund.

Als der Kaffee gebracht wurde, war die Gesellschaft so weit warm geworden, daß sich an einzelnen Tischen ein gedämpftes, vertrauliches Gespräch anspann.

Bubenberg saß in der Mitte des Raumes und fing, etwas nervös, von den verschiedenen Tischen losgerissene Worte auf. Als er dem Derwisch gerade den Rücken drehte, hörte er, wie er in ganz untürkischer Leidenschaft mit der Hand auf den Tisch schlug. Aus einem inneren Kochen zischten die Worte hervor: „Effenbiler, Scheriat!“

Scheriat war das heilige Gesetz, die Keule gegen jede Reform, die bisher alles zermalmte, was den Fäulnisprozeß aufhalten wollte.

Bubenberg drehte sich betroffen um. Da nahm der Rabassafal eine Zigarette mit langem Mundstück aus einem goldenen Zigarettenetui, das quergestreifte Leisten zeigte und an deren Schnittpunkten mit auffallend großen Smaragden besetzt war. Wie das Mirimahs. Es stammte ebenfalls aus der Schatzkammer des Sultans.

Er bot Bubenberg die Zigarette an, eine Geste des Hausherrn, die unserem Zutrosten entspricht. Dazu sagte er:

„Ich wünsche Ihnen in diesem Lande besten Erfolg!“

Der Wunsch war zweideutig. Golnakow griff ein:

„Man kann von meinem Freund Bubenberg nicht verlangen, daß er nach ein paar Tagen schon ein Türke ist. Es ist Pflicht seiner Gastgeber, ihm das wahre Gesicht dieses Landes zu zeigen.“

Der ehemalige Wali von Smyrna reichte Golnakow eine Zigarette und rief aus: „Der beste Aussichtspunkt ist Djal!“

„Suffun!“ zischte sein Vater. Der Wali zuckte zusammen, sprang sofort auf und stand mit der Ehrerbietung des Sohnes und gefalteten Händen; der Munir erlaubte ihm, sich wieder zu setzen. Der Wali fragte, ob er ihm eine Zigarette anzünden dürfe. Der Alte nickte: gewährt.

Nun aber erhob der Derwisch seine Reibeisenstimme:

„Wer nur den Tipfel eines I von unserer heiligen Schrift wegnehmen läßt, verliert droben den Propheten und darum hier auf Erden den Boden unter den Füßen. Er schwankt im Wind.“

Zwei Tische weiter saß ein Pascha mit neunzig Jahren und dem längsten weißen Bart, den es gab. Er wurde durch die Worte des Derwischs seltsam erregt und lallte mit zahnlosem Munde:

„Allesamt sollen sie den Boden unter den Füßen verlieren! Es wird noch der Tag kommen, da die Wälder bis zum Schwarzen Meer hinaus keinen Stamm mehr aufzuweisen haben, an dem nicht ein Feind des Propheten hängt! Ich sehe schon, wie sie nach dem letzten Ruck die Köpfe auf die Seite legen, sich auf ihre verfluchten Zungen beißen und um sich freiseln wie eine webende Spinne. Inshallah!“

Der Rabassafal goß ein Wasserglas Kafi hinunter, worüber der neunzigjährige Greis bedenklich den Kopf schüttelte. Er nahm nur Rosensirup, denn der Rausch ist nicht gut, weder im Wort, im Getränk, noch in der Tat.

Der Rabassafal wandte sich an Bubenberg:

„Sie hören vielleicht manches Wort an diesem Abend, das anders lautet, als Sie denken und wünschen. Sie sind der Gast. Wenn Sie mir zeigen, daß Sie die Wahrheit meiner Freunde nicht vernehmen wollen, genügt Ihr Wunsch, daß sie verstum-

men. Ich lasse sie nur sprechen, weil ich meine, daß Sie angeht, was sie sagen."

Bubenberg blieb wortfarg. Merkwürdig, diese Männer, die seine Feinde waren, standen ihm näher als die Emulachs, Hulussi mit den Goldstaubhänden, selbst Djavid, der sich nun aus irgendeiner Angst vor ihm versteckte und nicht sehen ließ. Seltsam, wie das Schicksal seine Neke warf.

Im Hofe des Hauses vollführten die Hunde einen betäubenden Lärm. Bubenberg kannte die Stimmen, Mardufs bissiges Gebell schlug den Ton an. Wenn sie alle ruhig waren, stieß er ein paar drohende Blaffer aus und alle fielen wieder ein.

"Es stört Sie?" frag der Kabassafal. Bubenberg nickte. Der Hausherr stand auf, öffnete das Fenster und goß den Inhalt einer Schüssel hinab. Der Derwisch tadelte ihn kopfschüttelnd. Menschenspeise ist nicht für die Hunde. Dieser Kabassafal war manchmal schlimmer als ein Giaur!

Ab und zu trat der Hausmeister des Kabassafal herein, stellte sich neben die Tür und hob die Hand. Der Kabassafal ließ ihn kommen und hörte seinen Bericht. Mit jeder Meldung wurde er unruhiger. Aber Bubenberg konnte gar nicht ermessen, um was es ging.

Beim letzten Deffnen der Tür zeigte der Hausmeister in seiner Hand einen gesiegelten Brief. Der Kabassafal entschuldigte sich und trat in eine Nische, um zu lesen.

Als er zurückkam, war er aschfahl und bebte am ganzen Körper. Folgendes war eingetreten: Der Sultan hatte gestern Mirimah kommen lassen und sie war nicht wieder in das Haus des Paschas zurückgekehrt. Auch zur Nacht nicht, was ganz ungewöhnlich war. Ein Trabe des Sultan zeigte ihm nun an, daß es Gott und dem Kalifen notwendig und heilsam erschienen sei, Mirimah auch in Zukunft in der nächsten Nähe und Obhut des Sultans zu belassen. Inschallah!

Als der Kabassafal Bubenberg sah, dem er doch die Ursache an seinem Unglück geben mußte, denn dieser fluchwürdige Giau hatte schon in Bern die Zwietracht in sein Haus gebracht, verlor er die Beherrschung. Seine Hände suchten an den glatten Stoffflächen seines Gehrocks herum, als ob da ein Schwert oder ein Dolch stecken müsse. Aber das war ja schon alles nicht mehr. Ihre alten Waffen waren ja schon von dem glatten Westen entgiftet, desinfiziert und wurden als Schmuckstücke gehandelt.

Fortsetzung folgt.

Sommer

Gold birgst du im reichen Gewande,
Weit in die blühenden Lande
Sendest du Glut und Pracht,

Knospen, die kaum entsprossen,
Hast du werbend erschlossen
Nach träumender Sommernacht.

Alles bringst du zum Reifen,
So weit deine Winde schweifen,
So weit deine Sonne lacht.

Walter Schweizer.

Das glückhafte Medaillon

Erzählung von Hermann Aellen

Annemarie, die einzige Tochter des städtischen Beamten Philipp Kleinmann und seiner rundlichen Ehefrau Elisabeth hatte es mit ihren zwanzig Jahren zur Kanzlistin beim Steueramt gebracht. Das hieß viel für den Vater, noch mehr für die Mutter, am wenigsten für sie selbst. Denn zwanzig Lebensjahre bei einem Mädchen mit blonden Flatterlöffchen und leuchtenden Schalkaugen haben so gar nichts mit Amtswürde zu tun, erst recht nicht über Steuererklärungen und Zahlenreihen... Zwanzig Jungmädchenjahre lachen heimlich über das, was ergrauten Herren vom Amt wichtig und würdig erscheint. Zwanzig Jungmädchenjahre sehnen sich in einen Lebensraum hinein, unbestimmt noch vielleicht, ohne genaue Vorstellung des Kommenden, aber erfüllt und aufsprühend, wie die Rosenknospe im Morgentau. Hier lebt ein Menschenfrühling dem reifenden, erfüllenden Sommer entgegen.

Schmücke dich für das Fest des Lebens, sei jung und aufgeschlossen der Liebe, die dir irgendwo schon entgegenschreitet, sei bereit, sie mit Gruß und Kuß und Jubel zu empfangen. So sagt es sich still Annemarie, so denken sie alle.

Kein anderes Wünschen, nur das eine: Wann kommt er, den ich lieben werde, wie soll ich ihm begegnen, wie werde ich ihm gefallen?

O, Annemarie ist nicht eitel, nicht einmal kokett, auch nicht anspruchsvoll. Aber seitdem die Freundin von ihrem Liebsten ein goldenes Medaillon am schmalen Kettchen mit seinem Bildnis erhielt, ist sie ein kleinwenig neidisch und seitdem vermag sie den glühenden Lockungen einer Geschmeideauslage kaum

noch zu widerstehen. Aber da ist doch auch schon hausfraulicher Sparsinn in ihr, der verbietet streng die unnötige Ausgabe. Sparen auf die Aussteuer ist denn doch bei weitem nötiger, denkt sie sich und kann es doch nicht lassen, an das goldene Liebespfand der Freundin zu denken.

Auch heute wieder steht Annemarie mit brennenden Wangen vor dem großen Juwelierladen der kleinen Stadt, lange, lange. Ein goldenes Medaillon in Herzform fesselt sie und hält ihr stilles Wünschen wach. So versunken ist sie in den Anblick, daß sie es nicht achtet, wie ein junger Herr neben sie tritt und mit demselben Recht wie sie die goldene Verlockung bestaunt. Achtet es auch nicht, da sie endlich verdrossen sich losreißt, wie er ihr von weitem folgt bis zur Arbeitsstätte im Rathaus. Und hat auch das wissende Lächeln nicht gesehen, das jetzt um den Mund des jungen Mannes spielt...

* * *

Am andern Tage begegnen sie sich wieder zur selben Stunde, am selben Platz. Er spricht sie an wie eine alte Bekannte und siehe, es ist auch so, daß sie ihn kennt, aber nie beachtet hat. Er ist ihr Kollege vom Ammanamt nebenan. Und wie ihr bisher schien, einer der vielen Büromenschen, die gelangweilt durchs Leben bummeln, weil zuviel Aktenstaub über ihrem Denken liegt. Aber jetzt zeigt er sich doch von einer andern Seite, ist galant, aufmerksam, ohne irgendwie zudringlich zu sein. Sie kann seine Begleitung aufs Rathaus nicht wohl ablehnen ohne unhöflich zu sein.